



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Sturm über den Niederlanden 1542

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

„Seit den Tagen unseres Großvaters, des Kaisers Maximilian, waren die Niederlande nicht in solcher Gefahr“, beteuerte Marie schon am 30. Juni, als der Sturm noch in den ersten Atemzügen stand. Die Küstenlandschaften erwarteten Angriffe von den Dänen; der geplante Gegenstoß nach Dänemark zur Abwehr und zur Öffnung des Sundes kam längst nicht mehr in Betracht. Die Holländer waren schon froh, sich der Angriffe zu erwehren und dabei die Elemente selbst im Bunde zu haben. Der Herzog von Vendôme stieß von der Picardie her gegen Artois und Flandern vor. Von der Maas her bedrohte der jüngere Sohn des Königs, der Herzog von Orléans, unter Anleitung des Herzogs von Guise die Grenzen Luxemburgs. Das alles lag im Juli 1542 wie aus dem Nebel entschleiert vor den Augen.

Noch furchtbarer aber schien die Gefahr, die sich durch Martin van Rossem in Geldern zusammenballte. Seine deutschen Knechte, Dänen, Schweden und niederländische Emigranten zogen zwar nicht, wie Oranien fürchtete, zu einem neuen Raubzug gegen den Haag, sondern was viel schlimmer war, quer durch die ungeschützten offenen Lande Nordbrabants von der mittleren Maas zur Schelde, geradenwegs auf Antwerpen und Gent. Das hieß, die Niederlande regelrecht aufschlitzeln und völlig zerreißen, wenn es den Geldrischen gelang, in Flandern dem Herzog von Vendôme die Hand zu reichen. Sie rechneten dabei stark auf Hilfe im Lande selbst, auf Unzufriedene aller Art, besonders in den reichen Städten, auch aus Gründen der Religion.

Die Königin hatte wie immer mit harter Energie vorgesorgt, alle Verdächtigen festnehmen und nach freiwilligen oder erpressten Geständnissen unbarmherzig hinrichten lassen. Sie hatte auch zur Verteidigung alles aufgeboten, die Milizen in Stadt und Land, die Gensdarmes der großen Herren, geworbene Knechte und leichte Reiter. Ihr entschlossener Wille teilte sich anderen mit. Antwerpen besaß noch keine zureichende moderne Befestigung. Deshalb ließ sie Oranien auf dem sicheren Wege über Bergen-op-Zoom zu Hilfe eilen. Der Statthalter hielt sich leider nicht an die ihm gebotene Marschrouten und erlitt, da er unerwartet mit den feindlichen Truppen zusammenstieß, eine empfindliche Schlappe bei Hoogstraeten. Doch gelangten mehr von den Seinigen, als man gefürchtet hatte, noch am Abend des 24. Juli kurz vor den Feinden nach Antwerpen. Hier aber war längst alles in die halbfertigen Schanzen geströmt, zuerst die fremden Kaufleute unter Vorgang eines Italieners. Dann halfen selbst Frauen und Kinder, überall bei guter Leitung durch den Rat.

So bestand die fast überraschte Stadt in Not und Ehren den Ansturm, den Martin van Rossem noch mit einer Durchstechung von Deichen unterstützte, um sich in seiner Flanke zu sichern. Da er aber zu einer nachhaltigen Belagerung nicht gerüstet war, zog er weiter.

Doch nur um größeren Schrecken zu verbreiten. Er schwor zu seinem Wort, das Brennen sei das Magnifikat des Krieges. Seine Spuren zeichneten Feuerfäulen und Rauch. Hart an Mecheln und Brüssel vorbei, fast unter den Augen der Königin, zog das Unwetter dahin. Nächstes Ziel war Löwen, wo er im Begriff stand, durch einen Herold mit französischem Wappen, sämtliches Geschütz und eine stattliche Brandschatzung zu erpressen, als Teile des Volkes und die entrüsteten Studenten sich der Verteidigung annahmen und die Belagerer auch hier zum Abzuge nötigten. Vor Ivoy vereinigte er sich mit dem Herzog von Orléans, der inzwischen von der Maas her seine Plänkler bis in die Vororte von Metz vorgeschickt und den Protestanten in der Stadt seinen Schutz versprochen, Damvillers genommen und zerstört hatte, während Ivoy sich noch mannhaft hielt. Jetzt, verstärkt durch Martin van Rossem, zwang er das Häuflein der Belagerten am 16. August doch noch zur Übergabe. Luxemburg lag vor ihm offen; die Hauptstadt fiel am 31. August.

Dann kamen die überraschend begonnenen Operationen der Franzosen fast plötzlich zum Stehen. War es die Unlust des Prinzen? Mangel an Geld und klarer Leitung? Oder die inzwischen nachhaltiger gewordene Verteidigung? Jedenfalls stockte alles, wie in Luxemburg, so in Artois. Am 9. September gaben die Franzosen auch die Stadt Luxemburg wieder preis.

Vollends auf dem dritten Kriegsschauplatz, von dem sich die Franzosen am meisten versprochen zu haben schienen, in Roussillon, wo der Dauphin führte, versagten sie gänzlich. Gegen Navarra hatten sie nur eine Demonstration gemacht. Aber Perpignan und das Gebiet nördlich der Ostpyrenäen dachten sie leichten Kaufes zu gewinnen. Karl hatte den Hauptplatz durch den Herzog von Alba so gut rüsten lassen, daß er selbst eine längere Belagerung ausgehalten hätte. Am 31. August war das starke Belagerungsheer eingetroffen. Am 2. September begann man Laufgräben und Schanzen anzulegen, zunehmend unter Verlusten, die durch entschlossene Ausfälle noch verstärkt wurden. Schließlich befahl der Dauphin notgedrungen, schon vor Ende des Monats, wieder den Abzug von der Stadt und aus dem Lande. Die Franzosen machten noch einen Halt in einem Lager, wie man am Kaiserhofe annahm, um erst von hier, aus Anlaß einer päpstlichen Intervention, zur Bezeugung ihres guten Willens scheinbar freiwillig abzuziehen.

So konnte der Kaiser aufatmen. Erst recht die Regentin der Niederlande.

Die Generale aber drängten nun auf Rache an den Ländern des Herzogs von Cleve, in dessen Haltung man die tiefere Ursache der letzten Nöte sah. Auch die Königin meinte, die Bevölkerung bemerke bereits mit Befriedigung, wie nun die Kriegsfurie über den Feind dahingehe. De Boussu drang im Oktober nach Jülich vor, Dranien nahm Sittard an der Grenze Limburgs gegen Jülich. In mehrere Orte wurden kaiserliche Besatzungen gelegt, andere geschleift. Dann bezog man Winterquartiere, soweit man die Truppen nicht abdankte.

Auf der Stelle erschienen frische Truppen des Herzogs von Cleve. Sie nahmen Düren zurück, auch Sittard, wo der tüchtigste Genosse des „schwarzen Martin“, Maynaert van Ham, einzog. Selbst de Boussu erlebte einen Überfall in seinem Lager bei Aachen. Marie machte ihre Truppen wieder mobil, doch mußte man wegen des scharf einsetzenden Winters die Kampfhandlungen einstellen und das Geschehene hinnehmen.

Die Pause wurde von der Königin benutzt zu finanziellen und politischen Rüstungen. Der Papst hatte die *medios frutos*, die Hälfte der Jahreseinkünfte der Geistlichen, bewilligt — in zwei Terminen zahlbar, die Marie zu verkürzen suchte. Neu trat sie auch an die Generalsstaaten heran, ohne Scheu vor den endlosen Weiterungen dieser Verhandlungen. Trotz ingrimmiger Entrüstung in manchen Häusern zog sie sogar die Güter französischer Malteser heran.

Noch viel größere Sorgen als die Beschaffung der Mittel machten ihr die Mängel in der Leitung der Operationen und der politischen Geschäfte im Lande selbst. Was Margarete erfahren hatte, durchkostete Marie in seiner ganzen Bitterkeit noch einmal. Der straffen landesherrlichen Führung setzten die großen Herren nicht geringeren Widerstand entgegen, als die Städte. Dabei beanspruchten sie die Statthalterschaften mit hohen Einnahmen, sowie die Führung der Aufgebote und Armeen, ohne der Sache gewachsen zu sein.

Seit dem Oktober korrespondierte die Königin mit ihrem Bruder über diese Dinge. Neben den Korrespondenzen gingen vertrauliche Botschaften Mariens einher, zuerst ein Herr von Galair und am 22. Dezember Philipp von Stavele, Herr von Olajon, mit Mariens eigenhändigen oder für die Chiffrierung eigenhändig entworfenen Schreiben. Sie legte genaue Rechenschaft ab über die Verwendung der Mittel, die Verteilung der Befehlshaberschaften und die Besetzung der festen Plätze. Aber sie klagte beweglich über die Herren. Sie habe eigentlich nur an dem Herrn de Praet eine wirkliche Stütze. Für die Stelle des dringend notwendigen Generalkapitäns kämen Roeluz und Urschot in Betracht, aber keiner von ihnen genüge auch nur notdürftig. Dranien habe guten Willen,

sei aber zu jung und unerfahren. Der vom Kaiser geschätzte Großtallmeister de Boussu machte ihr Schwierigkeiten wegen seiner Ansprüche auf den persönlichen Bezug der Brandschatzungen, was im Staatsrat der Niederlande lange erörtert wurde. „Ich kann doch nicht mit jedem einzelnen sprechen“, schrieb Marie verzweifelt, „nicht selbst an jeder Stelle sein.“ Nichts dringender als das persönliche Erscheinen des Kaisers.

In ihrer schwierigen Lage scheint die Königin selbst auf die Möglichkeit hingewiesen zu haben, den Landgrafen von Hessen zum Generalkapitän zu bestellen. Großartiger und gar nicht auszudenkender Plan! In der Tat liegt bei den Akten ein Zettel von der Hand Scheppers, wonach der Landgraf seine Bedingungen für die Führung einer Armee gegen Frankreich stellte; er wollte nicht durch Geld, sondern durch Land entschädigt werden, und seine Armee müsse stark und wohl gerüstet, in Finanzen und Kanzlei gut verwaltet sein. Der Kaiser gab zu, daß man an den Landgrafen denken könnte, bemerkte aber zutreffend, daß der Landgraf gewiß nicht ohne Erfahrung sei, einem ernsthaften Gegner aber noch nicht gegenübergestanden habe. Er bat seine Schwester erneut, sich in den Niederlanden so gut wie möglich zu helfen. Er habe schon am 31. Oktober den Herrn von Granvelle nach Deutschland gesandt, auch zur Königin, um ihr ganz geheim über seine weiteren Ziele Mitteilungen zu machen „gemäß dem großen Vertrauen, das ich zu ihm hege“. Granvelle war in der Tat schon damals in Oberdeutschland, zusammen mit Pier, eifrigst mit der Aufstellung von Truppen beschäftigt, was ihn doppelt in enge Fühlung brachte zu der jüngeren deutschen Fürstengeneration.

Die Lage der Königin war nicht beneidenswert. Von Lothringen versuchte sie umsonst die Burg von Longwy, den Zugang zu Luxemburg von Süden her, etwa so zu erhalten wie die Franzosen Stenay. Dafür gewann sie die Aussicht auf Hilfe von England. Schon Anfang Juni verhandelte sie über eine „enge Freundschaft“, offensiv und defensiv, wobei es allerdings unter anderem zwei scheinbar große Schwierigkeiten gab. Die Beschränkung auf die Niederlande, also der Ausschluß Spaniens von der Gegenseitigkeit der Hilfspflicht, wurde vom Kaiser zur sichtlichen Beruhigung der Königin ohne weiteres angenommen. Schwieriger war die von Heinrich VIII geforderte Anerkennung des Titels „Defensor fidei und Haupt der Kirche von England“. Dazu bemerkte der Kaiser sehr geschickt, daß der Titel nicht von ihm stamme, er ihn also weder nehmen noch geben könne; der König möge sich nennen, wie er wolle; er werde seinerseits nach wie vor schreiben „König von England usw.“, womit die Herren hoffentlich zufrieden sein würden. In der Tat kam man über diese und andere

Punkte hinweg, aber erst am 11. Februar 1543 schlossen Kaiser und König ihren Geheimvertrag auf Vergeben und Vergessen und gegenseitige Hilfe. König Franz sollte zum Verzicht auf sein Türkenbündnis gezwungen werden; die Verbündeten ihrerseits erhoben ihre alten Ansprüche auf große Teile von Frankreich. Dem dynastischen Empfinden des Kaisers war genügt durch Anerkennung der Erbrechte seiner Base Mary.

Im Hintergrund des Ganzen stand wie immer die Wiederherstellung geregelter Handelsbeziehungen zwischen England und den Niederlanden. Die Unentbehrlichkeit und Leistungsfähigkeit des umfassenden niederländischen Marktes zeigte sich eben damals sehr lehrreich angesichts ungewöhnlicher Dürre und Mißernten in Spanien. Karl erbat große Ladungen von Getreide bei der Königin, und diese stellte sie sofort in Aussicht.

In der clevischen Sache führten mannigfache Friedensvermittlungen der benachbarten Fürsten und auf dem Reichstage zu nichts, da der junge Herzog durch die Bedeutung seiner Bündnisse und die Erfolge seiner Waffen, trotz des Rückschlags in Jülich, übermütig geworden war. Bald stand auch Martin van Rossem wieder im Lande und mit französischen Subsidien an der Spitze stattlicher Truppen. In den Niederlanden erwartete man erneut das Ärgste vom Frühjahr.

Es gelang wohl dem neuen Generalkapitän, dem Herzog von Arschot, in kühnem Zuge bei bitterer Kälte und tiefem Schnee am 21. März das angeblich gefährdete Heinsberg zu entsetzen. Aber sein Anschlag auf Sittard mißlang am 24. März völlig. Zwar die Reiterei feierte ihre Triumphe; Arschot selbst beteiligte sich höchst unvorsichtig an der Verfolgung. Aber als er davon zurückkehrte, hatte sich die Infanterie verlaufen und die Artillerie war schutzlos. Ohne daß es große Menschenverluste gegeben hätte — durch die Einbuße der ganzen Artillerie galt doch der Tag von Sittard mit Recht als eine empfindliche Schlappe.

Die Königin verlor nun vollends das Zutrauen zu ihren Generalen und hielt sich wieder ängstlich in der Defensive, um ganz bewußt Plätze und Kriegsmaterial möglichst unversehrt für ihren Bruder zu sichern. Martin van Rossem belagerte seinerseits vergebens Heinsberg, sechs Wochen lang, im Mai und Juni 1543. Sein Entsatz durch Dranien führte am 22. Juni zur Auswehung der Scharte von Sittard mit Wegnahme der feindlichen Artillerie, darunter acht Stücke aus der Beute von damals. Aber weder solche kleinen Erfolge, so jubelnd sie von Marie aufgenommen wurden, noch das neue Geplänkel der Franzosen im Frühjahr und Sommer 1543, vornehmlich im Hennegau, änderten etwas Nennenswertes an der allgemeinen Lage.

Längst kam alles auf die letzten Entschliefungen des Kaisers an.